



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schliepmann, Hans: Die seelischen Untergründe modernster Kunst :
Betrachtungen zu Abwehr und Verständigung. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

französischer Gunst töricht ist. Frankreich wird nicht aus gutem Willen auf eine der wesentlichen Voraussetzungen seiner Macht, d. i. die Schwäche Deutschlands, verzichten. Gegen Frankreich, mit England und Amerika müssen wir uns emporarbeiten. Im Osten liegen unsere großen Aufgaben. Nationale Einigung, Zusammengehen mit Rußland und später Japan, das die Rückendeckung braucht, sind die Forderungen der Zeit. Die Entente wankt dem Grabe zu. Mögen wir bald eine außenpolitische Leitung haben, die, wie erstmalig in Kapallo, den richtigen Kurs steuert, weil sie die Zeichen der Zeit erkennt.

Die seelischen Untergründe modernster Kunst.

Betrachtungen zu Abwehr und Verständigung.

Von Hans Schliepmann.

1.

Die Atmosphäre des Hasses, schon vor dem Kriege durch sich verstärkende soziale Gegensätze und die fiebernden Theorien zu deren Beseitigung geschaffen, vergiftet heut die Welt mehr als in den Zeiten der Christenverfolgungen, der Judenbrennen, der Bauernkriege und des pariser Konvents. Die Unbesiegbarkeit der allgemeinen Not schuf einen ebenso allgemeinen Erregungszustand, der alle Gedanken über das Ziel ohne jede Selbstkritik hinauschießen läßt und in der Unbelehrbarkeit der Anderen mit wachsendem Ingrimm die Ursache aller Verfälschung unserer Zustände sieht.

Es war von jeher so, daß die selber Unbelehrbarsten, die Fanatiker und Extremisten, mit wildestem Geifer gegen die Andersgläubigen als die Unbelehrbaren losfuhren; sie haben sich immer das Denken sehr leicht gemacht, indem sie ihrem Hirn keinen weiteren Spielraum erlaubten als einem Eichhörnchen in seiner Springtrommel und glaubten, durch wilderes Jagen in dieser Trommel zu höheren Zielen zu gelangen, während sie doch nur einen und denselben Gedanken ganz blind gegen alle Außenwelt abhetzten.

Es scheint mir nun unverkennbar, daß die Vorbedingungen für solche draufgängerische Einseitigkeiten jetzt in höherem Maße gegeben sind als früher. Einmal in der erwähnten Gereiztheit, die alle Willensantriebe „unter Druck stellt“ und darum höher spannt, das andere mal im letzten, weitesten Aufstieg des Individualismus. Wohl wächst vielerorts schon wieder das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Menschen zu einem Gemeinshaftswillen, zur Volkheit; aber es bleibt mehr verstandesmäßige Erkenntnis einer Notwendigkeit, als daß es die Seelen zum Aufgeben eines Teiles des Eigenwillens bereitgemacht hätte; gerade in den auf Massenziele und -bewegungen gerichteten Kreisen treibt der brennendste Egoismus heute noch seine Blüten.

Die mit den Encyclopädisten einsetzende Befreiung des Ichs ist eben längst über die Gleichgewichtstellung hinweggependelt; ein der großen lehrenden Natur und der Natürlichkeit entfremdetes „Stadtdenken“ schlug immer weiter bis zur Ichvergottung aus, da es unter Seinesgleichen

alle dauernden Maßstäbe verloren hatte und bei der Verkücherung der Kirchlichkeit aller Gottbegriffe meinte spotten zu können; Niezische wurde noch für die Frechheit und zügellose Eier des Schiebers und Lebejünglings umgedeutet; so war man sich niemals so unerschütterlich, so zweifellos und schrankenlos selbst wichtig wie gegenwärtig. Und wieder konnte man diese Illusion des Stadt Denkens im Gewühle so zahlloser gleich Ueberzeugter, aber mit entgegengesetzten Wallungen Geladenen nur aufrechterhalten, wenn man sich selbst mit elektrisch höchstgespanntem Kampfwillen zur Selbstdurchsetzung lud. So reiben sich denn in der allzu verwickelt und zerklüftet gewordenen Welt mit ihrer vom Kriege noch unendlich gespannter gewordenen Atmosphäre des Geistes die entgegengesetzten, immer einseitiger zugespitzten Ansichten zur Gewitterschule, die alle Nerven neurasthenisch macht.

Der Bürger mit seinen Zweiterhandbegriffen blickt ingrinnig auf jeden, aus der Bande ausbrechenden „überheblichen“ Neuerer, und die Neuerer — sind meist überheblich, nicht sowohl in ihrem Haß gegen die Denktätigkeit der Geregeltten als in der Einschätzung ihres eigenen Wollens und Könnens. Jener will kein Sehnen der Zeit verstehen, da ihm die fetten Vertriebsjahre in der Erinnerung immer idealer werden; dieser, ein wenig weisfichtiger, sieht auch in jenen Jahren schon die vielen Verfallskeime und übersteigert diese Erkenntnis zum Haß gegen alles Gewesene. Und da Umstürzen leichter ist als Aufbauen, so wird zunächst einmal mit allen alten Vorstellungen aufgeräumt. Im leeren Raum sind ja keine Widerstände und unter der Glasglocke der Luftpumpe schwillt noch die verschrunppte Schweinsblase zu blanker Rundung auf. —

Der Künstler nun und auch der von Natur „künstlerisch konstruierte Mensch“ — wie ich den nennen will, der mehr nach innen, in Gefühlen und Vorstellungen als im Drange nach Erkenntnissen, Erforschungen der Außenwelt und Unterwerfung dieser unter seinen herrschbegierigen Willen lebt — ist höchst seltener zugleich, wie etwa Hekbel, ein scharfer realer Denker; sein Genie muß schon sehr groß sein, wenn es nicht durch stets wache Selbstkritik im Schaffen behindert werden soll. So treibt denn phantasiebeschwingte Eigenliebe den künstlerisch konstruierten sehr leicht dazu, vor allem sich selbst zum Kunstwerk umzuträumen, sein Fühlen, Wollen, das bloße Gähren seiner Phantasie schon für Können und das alles für äußerst wichtig, wenn nicht schon für die Erlösung der Welt zu halten. Er ist schon das Wunder; er braucht es nicht erst herauszuarbeiten; jedes „Loslegen“ aus „innerem Drange“ — ganz gleich, ob in Worten, Tönen, Farben oder Plastilin — ist Teiloffenbarung dieses Wunders. Der Rausch der Selbvergottung fühlt es so.

Nun wird es freilich nie einen Künstler geben, der nicht im Innersten von sich und seiner „Mission“ überzeugt wäre; er kann dabei dennoch sein wie Haydn und das Geniewirken in sich wie eine von außen kommende Gnade verehren. Aber das Göttliche hat ja gerade längst keinen Raum mehr im Stadt Denken; die Demut mag eine Tugend sein; in der Großstadt aber ist sie sicher ein Mühlstein am Halse. Und ist der Drang nach Selbstdurchsetzung auch individuell sehr verschieden, von Caspar Friedrich zu Pechstein, von Grillparzer zu Sternberg, so peitscht ihn der Wettbewerb der Großstadt jedenfalls auch noch aus dem ursprünglich Schüchternen heraus. Natürlich treten denn auch fast nur diese unbeirrt Rühriigen vor

den — Zeitungslesern in Erscheinung, und die Entrüstung der Geregeltten findet neue Nahrung in solcher Unbescheidenheit, obmahl eigentlich niemand anmaßender ist als der Philister. Freilich, auch die „Anmaßung“ der nur künstlerisch Konstruierten ist kaum auch nur humoristisch zu genießen, ist höchstens beim Könner hinzunehmen, beim bloßen „Woller“ aber fast schon mir — pathologisch.

Man muß sich nun aber, meine ich, wirklich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der seelische Untergrund bei Könner und Woller derselbe ist. Beide haben innere Gesichte und den Glauben, den Drang, sie gebären zu müssen. Eine neue Eigenschaft muß hinzutreten, um den Künstler vom Phantasten zu unterscheiden: das Gestaltenkönnen der inneren Gesichte in verständlicher Form.

Verständlich! Da drängt sich plötzlich zu Schöpfer und Werk noch ein Drittes! W e m verständlich? — Kein Zweifel: Das Kind versteht durchaus sein Getrikel auf der Schiefertafel; der Dilettant fügt seiner Leistung aus der Phantasie so viel hinzu, daß sie ihn vollkommen dünkt; er versteht alles an, ihr. Viele neueste Maler gleichen jenem Kinde. Aber wir hatten doch auch Künstler, die erst die Nachwelt verstehen lernte. Und wir können sicher sein, daß es deren heut, wenn nicht m e h r, so leichter als je gibt, weil der Wille zum Verständnis in unserer Atmosphäre des Hasses, wo jeder Geregeltte sich als ein Stück Dalai-Lama fühlt, geringer als jemals ist. Was denn nun wieder die künstlerischen aufstrotzen läßt, jenen die Papstmütze einzutreiben: Embêtez le bourgeois, nun gerade!

Nichts scheint mir daher nötiger, als eine reinere Atmosphäre für künstlerische Anschauungen und Betätigungen, den Willen zum Verständnis zu schaffen. Das kann aber nur durch Zerstörung der Miasmen, nicht durch Beschwörungen geschehen. An letzteren fehlt es nicht eigentlich; Enthusiasten, Propheten und — Ausrufer der neuesten Kunst verwenden beträchtlichste Mengen von Druckerchwärze, Atem und klatschenden Handfächern. Sie bleiben leider mit all ihrem Zureden meist nur an der Oberfläche des G l a u b e n m ü s s e n s; das wirkliche tiefste Mit- und Macherleben des Kunstwerkes bleibt oft durchaus anzweifelbar; sie sind nicht einmal alle von den künstlerisch Konstruierten, sondern „Erregte“, ständig nach Neuem, Verlangende, in Klügeln Mitplätschernde, kaum noch Anempfinden, sondern Nachschwäger; und die neueste M o d e ist diesen Erregten gerade so heilig wie den Geregeltten ihre überkommenen Regeln. Auch hier dringt die Trokstimmung sogleich wieder zum Alles oder Nichts: „Die Kunst kennt überhaupt keine Regeln, da sie doch nur Offenbarung der nur einmaligen künstlerischen Persönlichkeit ist, die man nur entweder nach- und mitempfinden oder aus Unverständnis ablehnen kann; mit Logik ist ihr nicht beizukommen.“ —

Hier sind verworrene Fäden, die zunächst einmal auseinandergeklaut werden müssen, um ein Verständnis anzubahnen.

Daß die Versuche, einen absoluten Schönheitsbegriff festzustellen, vergeblich sind, können wir zugestehen, denn alle spezifisch ästhetischen Empfindungen sind mehr oder weniger individuell und bleiben im Unbewußten. Der eine hat Vorliebe für Rot, der andere für Grün; der alte Grell ließ nur den Klang der Menschenstimme als „vollkommen schön“ gelten; der Orientale liebt übermäßig volle weibliche Formen; wir finden

sie eben „übermäßig“, und neuerdings scheint man „Buhlchaft mit den Knochen“ trotz Heine für eine besonders prickelnde Note zu halten. Das Natürliche ist — auch bei ganz unverbildeten und robusten Völkern — keineswegs immer das Anziehende; schwarze Spitzzähne, Nasenring, Plattschädel, „Biltenfüße“ entsprechen so ziemlich unseren Wespentailen, Stöckelschuhen, Röhrentragen und Dreadnaught-Herrenstiefeln; wenn aber der eine für volles Haar, der zweite für hohe Gestalt, der dritte für schmale langbenagelte Hände nun einmal besonders „schwärmt“, so wird sogar die Grenze zwischen krankhaftem Fetischismus und individuellem Geschmack nicht sicher — jedenfalls erst aus bestimmten Veränderungen der Willensfreiheit — zu ziehen sein. Hierzu kommt nun noch der Einfluß assoziativer Vorstellungen, die je nach dem Erleben, der Phantasie und dem „Sehenkönnen“ durchaus verschieden sind; ein Einfluß, der heut nicht nur unterschätzt wird, sondern von den Neuerern womöglich gewaltsam unterdrückt werden soll, worauf noch zurückzukommen sein wird. Es ist geradezu unvermeidlich, daß man sein Wissen, seine Erfahrungen, seine Neigungen und Abneigungen, seine freundlichen oder trüben Erinnerungen in ein Kunstwerk hineinsieht. Der Marschenbewohner wird eine Heimatlandschaft durchaus unmittelbarer und darum eindringlicher, liebevoller in sich aufnehmen als etwa eine schwäbische und umgekehrt, wie auch Heimatlänge, Kindheitseindrücke das Urteil der meisten günstig beeinflussen. Bauwerke, deren Formgebung gegen die gewohnte Charakteristik ihrer Gattung verstößt, erregen unser Mißfallen, mag auch deren Gestaltung einheitlich, zwecklich und an sich harmonisch sein; eine Kirche soll nicht wie ein Museum und umgekehrt, ein Theater nicht wie eine Burg aussehen, obwohl sich sehr wohl denken ließe, daß bei anderem Ablauf der geschichtlichen Entwicklung der Bauformen uns keine solchen assoziativen Vorstellungen beirren würden. Wir können, mögen vielmehr den Schatz unserer Erinnerungen nicht vergessen. Wer ferner einen solchen Schatz aus der Betrachtung des vollkommenen menschlichen Körpers gesammelt hat, dem sind dessen Verhältnisse, die zugleich von bestimmten geistigen Funktionen zeugen, zu „heilig“ geworden, als daß er sie zu bloßem spielerischen Ornament oder zu neuen „Ausdrucksmöglichkeiten“ wesentlich verzerrt sehen möchte. Ich kann nicht vergessen, daß die modernen hinterkopflosen Rübenköpfe auch geistig verzerrte Menschen bedingen und — halte eine gewaltsame Ausschaltung meines Wissens und Einschaltung auf „Schönheitsbegriffe“ halbwillder Völkerschaften nicht der Mühe wert, wenn mir auch die Festlegung bestimmter Grenzen für ein „Corriger la nature“ nicht möglich scheint; Individuum und Zeit werden immer verschiedenartig empfinden; die Moden zeigen es, bei denen ja überhaupt die assoziativen Vorstellungen, namentlich in bezug auf sinnliche Anregungen, eine Hauptrolle spielen, wobei denn freilich oft andere solche Vorstellungen völlig außer acht gelassen werden.

Dies alles bewegt sich aber auf der Ebene des *Geschmackes*, der Urphänomene des persönlichen Gefallens; rechte Kunst aber schwebt auf einer höheren Ebene; hier bringt sie die allgemein menschlichen Empfindungen in Mitschwingen; zunächst die noch rein ästhetischen der Ordnung, der Harmonie, der Symmetrie, des Kontrastes, der inneren und äußeren Geschlossenheit — ästhetische Anforderungen, die wesentlich nur der Wege-

bahnung zur offenbarungartig-schnellen Aufnahme des Kunstwerkes dienen, weil sie der Art unserer Apperzeption entsprechen; dann aber die Regungen des Gemütes: Aufschwung und Trauer, Mitleid und Abscheu, Hoffnung und Furcht, Spannung und Lösung, Bewunderung und Abscheu. Diese sind nicht unerlässlich für ein Kunstwerk; ein griechisches Bildwerk, ein Stilleben, ein musikalisches Capriccio bleibt im Rein-Ästhetischen, es sei denn, daß man auch hier noch von der Bewunderung der schöpferischen Natur und vom Nachfühlen und Mitgenießen der Schöpferfreude und der Kunstfertigkeit des Schaffenden sprechen will. Jedenfalls aber bleibt die geistige Idee, die Gemütsgevalt, der Seeleninhalt eines Kunstwerkes ein Plus, das sogar oft genug reinästhetische Mängel völlig übersehen läßt. Das Feldgeschrei „Die Kunst für die Kunst“ konnte nur entstehen, weil man dies Plus als nicht un mittelbar zum künstlerischen Bilden gehörig mehr oder weniger deutlich empfand. Dem fortwurtelnden Nachtretetum und den Nichtkönnern gegenüber lag hier ein gewisses berechtigtes Poehen auf das Machenkönnen — allerdings die erste, eigentlich selbstverständliche Anforderung an den Künstler — zugrunde. Aber wir wissen, daß dieses Könnertum zur bloßen virtuosenhaften Darstellung des geistig völlig Belanglosen führte und daß wir eben wieder in eine Zeitbewegung eingetreten sind, die wenigstens die Sehnsucht nach dem seelischen Plus verrät. Die Lyrik redet in Zungen, das Drama sucht das Symbolische, die bildende Kunst die „Expression“; Weltabgewandtheit aus Ueberdruß und Entsetzen vor der Gegenwart.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenländisches in unserer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

3. Jiddisch. Das Feuilleton. Der ferne Osten.

Jüdischen Ursprungs ist in unserer Sprache eine Menge von Wörtern wie „Kapores, schachern usw.“, die im Mittelalter in die Geheimsprache der Gauner, das sogenannte Rotwelsch, übergingen und von da aus durch die Vermittelung der Soldaten-, Handwerker-, vor allem aber der Studentensprache in den allgemeinen Sprachschatz übergingen. Das Wort Rotwelsch ist abzuleiten von mhd. rot = Bettler, wohl von mhd. rote aus mittellateinisch rupta = Schar, Haufe, und welsch=fremdländisch, unverständlich. Derartige Wörter sind z. B. „Bocher“ = Jüngling, Student, aus dem hebräischen bachur = Jüngling; „Gauner“ = listiger Betrüger; im 18. Jahrhundert auch „Gauner“; es stammt aus dem Rotwelsch des 15. und 16. Jahrhunderts, wo es joner = Spieler, Falschspieler, der im Lande umherzieht, ist und ist abzuleiten aus hebräisch jana, bei den Juden jono gesprochen, das „Gewalttätigkeit üben, übervorteilen, betrügen, überlisten“ bedeutet. Weiterbildungen davon sind „Ganerei, gaunerisch, gaunern, begaunern“. Ferner: Die „Abrusch“, d. h. Kameraden, besonders bei schlechten Handlungen; 1735 rotwelsch: Chabrusse; im Elsäßer Judentum: Kasruse. „Kalle“ = Liebste in verächtlichem Sinne, vom hebräischen Kallah = Braut, Geliebte; in der Umgangssprache